

REMY EYSEN

# Stürmisches Lavandou

Ein Provence-Krimi

**SPIEGEL**  
Bestseller-  
Autor



ullstein bild

Remy Eyssen  
**Stürmisches Lavandou**



**REMY EYSSEN**

# Stürmisches Lavandou

Ein Provence-Krimi



Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Paperback

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022  
Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-86493-203-8

Meiner Frau und meiner Tochter,  
für ihre Geduld und ihren Rat



# Prolog

Er würde es tun. Er würde Schluss machen mit diesem Monster. Jetzt gleich, ein für alle Mal. Es war nicht seine Schuld, dass seine Mutter nicht mehr da war. War aber vielleicht besser so. Er wusste, dass er gemein klang. Aber nur für Leute, die seinen Vater nicht kannten, die keine Ahnung hatten, was bei ihnen zu Hause los war, wenn dieser widerliche Kerl mal wieder gesoffen hatte. Und das machte er jeden Tag. Wenn er dann in Wut geriet und alles zertrümmerte. Wenn er um sich schlug, nicht mehr zu beruhigen war, weitersoff, bis er das Bewusstsein verlor. Sein verdammter Vater hatte sich das alles selbst zuzuschreiben, dachte der Junge. Hätte der Alte nicht gesoffen, wäre er auch nicht vom Gerüst gefallen. Dann könnte er seinen linken Arm noch richtig bewegen. Er würde nicht ständig seine Jobs auf Baustellen verlieren, weil er sich mit allen anlegte. Es gab keine Bar in der Gegend, in der er noch etwas zu trinken bekam. Und seine Mutter hatte die Wut seines Vaters darüber immer als Erste zu spüren bekommen. Mit ihrem Tod war es noch viel schlimmer geworden. Jetzt musste er die Ausbrüche des Vaters ganz allein ertragen. Sollte er sich doch besaufen, der verdammte Arsch, dachte der Junge. Sich einpissen im Sessel vor dem Fernseher. Wenn er von alleine nicht mehr schnell genug zum Klo kam, weil er zu blau war. Da konnte er so oft nach seiner Frau rufen, wie er wollte. Sie würde nicht

wiederkommen, nie mehr. Warum hatte Gott nicht ein Einsehen, dachte der Junge, und ließ den Alten einfach tot vom Sessel rutschen?

Der Junge hätte alles darum gegeben, seine Mutter wieder bei sich zu haben. Hätte alles unternommen, um sie davon abzuhalten, das Schlimmste zu tun. Das, wovon er nie wieder sprechen würde. Das hatte er sich geschworen. Aber was hätte er ausrichten können? Er war noch ein Kind. Er war erst 12 Jahre alt, als sie das verdammt Gift geschluckt hat. E605 stand auf der rostigen Blechdose. »Das brennt einem glatt die Eingeweide weg«, hatte einer der Männer damals gesagt, die seine Mutter auf der Bahre weggetragen hatten.

Bei der Erinnerung an sie spürte er einen Kloß im Hals, und Tränen stiegen ihm in die Augen. Diesen Anblick würde er nie vergessen. Sein ganzes Leben nicht. Wie sie dalag, gleich vorne in der Werkstatt seines Vaters, zwischen den Gartengeräten, ihre Augen zur Decke verdreht. Ihr Gesicht war hellrot angelaufen, und die Zunge quoll ihr aus dem Mund wie ein kleiner Ballon. Der Zementboden hatte sich rot verfärbt durch das Blut, das sie in ihrem Todeskampf erbrochen hatte. Sie war ganz kalt gewesen, als er sie zum letzten Mal berührt hatte, so kalt. In diesem Augenblick hatte er gedacht, die Welt müsste untergehen. Die Erde müsste stehen bleiben. Weil das Unvorstellbare eingetreten war, einfach so. Während sein Vater betrunken in seinem Sessel lag und schlief, hatte er seine tote Mutter in den Armen gehalten.

Der Junge blieb stehen. Hatte sein Vater eben nach ihm gerufen? War der Alte etwa aufgewacht? Er wachte doch sonst nie auf, wenn er erst mal im Vollrausch eingeschlafen war. Der Junge lauschte in die Dunkelheit, aber da war nur Stille. Er hatte das ganze übrige Schlafmittel seiner Mutter in die Flasche mit dem Pernod gemischt, 10 Tabletten. Er durfte jetzt keinen Fehler ma-

chen. Sein Vater und er waren ganz alleine hier oben in dem Haus in den Hügeln. Der nächste Nachbar wohnte mehr als einen halben Kilometer entfernt. Diesmal würde er die Sache zu Ende bringen. Unter anderen Umständen hätte er seinem Vater vielleicht noch eine letzte Chance gegeben. Wäre vor dessen Prügel in den Wald geflohen und erst wieder zurückgekommen, wenn der Alte wieder nüchtern wäre. Dann hätte er sich zum wievielten Mal die falschen Versprechen angehört. Das Gejammer vom besseren Leben. Über einen Entzug und einen festen Job.

Doch dann war der Abend mit der Schildkröte gekommen, seiner Schildkröte, Amusandra. Seine Mutter hatte sie ihm geschenkt im Sommer vor ihrem Tod. Sein Vater hatte das Tier vom ersten Moment an gehasst. Schildkröten würden stinken, hatte er gesagt, und außerdem würde sie jede Menge Ungeziefer ins Haus bringen, und ihr Panzer würde verfaulen. Eines Tages, da war seine Mutter bereits nicht mehr bei ihnen, war sie dann verschwunden. Der Junge hatte das Tier überall gesucht. Vor zwei Tagen hatte er sie dann endlich gefunden, oder das, was von ihr noch übrig war. Sein Vater hatte das hilflose Tier in die glühenden Holzkohlen des Garten-Grills geworfen. Dort war sie verkocht in ihrem Panzer und aufgeplatzt wie eine überreife Aubergine im Backofen. Sein Vater hatte nur gelacht, als er das tote Tier entdeckte. In diesem Augenblick hatte der Junge ein neues Gefühl kennengelernt. Plötzlich wusste er, wie sich Hass anfühlte.

Jetzt schlich er mitten in der Nacht durch das dunkle Haus und betete, dass sein Vater tief und fest schlief. Er hatte nur diese eine Chance, ihn für alles büßen zu lassen, was er ihnen angetan hatte. Er hatte sich genau überlegt, wie er es machen wollte. Darüber, was danach aus ihm werden sollte, hatte er bisher nicht nachgedacht. Er wollte nicht weinen. Er hatte schon so oft geweint und im letzten Moment seine Pläne wieder aufgegeben.

Wenn er es dieses Mal nicht schaffte, würde er es nie schaffen. Da war er sich sicher. Denke nicht über morgen nach, sagte er sich. Tu's einfach. Du kannst das.

Vielleicht war das alles gar nicht wahr. Vielleicht träumte er das nur? Vielleicht hielt er gar kein Feuerzeug in der Hand, und vielleicht schleppte er auch keine Flasche mit Spiritus durchs Haus. Vielleicht würde er gleich in seinem Bett aufwachen, und seine Mutter würde zur Tür hereinsehen und sagen, dass sie ihm Spiegelei zum Frühstück gemacht hat.

Hör auf rumzuspinnen, ermahnte er sich. Bring es zu Ende, jetzt. Er hasste diesen Mann, aber es war schließlich auch sein Vater. Tränen schossen dem Jungen plötzlich in die Augen. Er konnte nichts dagegen tun. Gut, dass ihn sein Vater jetzt nicht sah. Ein Junge weint nicht, hätte er gesagt und ihm eine Ohrfeige verpasst. Du Schwächling. Der Junge kniff sich mit den Fingernägeln in die Haut seines Handrückens, so fest er nur konnte. Der Schmerz war spitz und scharf und erinnerte ihn daran, dass er sich etwas geschworen hatte. Rache für alles, was sein Vater ihm und seiner Mutter angetan hatte. Wenn er es jetzt nicht tat, würde er den Respekt vor sich selber verlieren, und das war viel schmerzhafter, als sich in die Hand zu zwicken, selbst wenn er es mit ganzer Kraft tat.

Der Junge drückte mit der Schulter vorsichtig die Tür zum Wohnzimmer auf. Jetzt hörte er das schnarrende Atmen seines Vaters. Ein intimes, widerliches Geräusch, das er nicht hören wollte, weil es alles so real machte. Der Alte, der da im Sessel saß und ekelhafte Geräusche von sich gab, war sein Vater. Der klebrig-süße Geruch von Schnaps hing in der Luft, und die Ausdünstungen eines ungewaschenen, schweißnassen Körpers. Es war still im Haus. Der Junge hörte nur das Atmen des Mannes und

das Quaken der Kröten, irgendwo da draußen in der mondhellenden Sommernacht.

Er trat neben den Sessel und hob die braune Plastikflasche, sodass sie über dem Schlafenden schwebte. Flüssigkeit ergoss sich gluckernd über seinen Vater. Der Junge spürte, wie der Spiritus zwischen seinen Fingern hindurchsickerte und einen ölichen Film auf ihnen hinterließ. Dämpfe von Ethanol stiegen auf. Sein Vater stöhnte im Schlaf und bewegte sich. Seine rechte Hand zuckte, als ob sie einen lästigen Moskito verscheuchen wollte.

Jetzt, sagte sich der Junge, jetzt! Und er goss den letzten Rest der Flasche seinem Vater mitten ins Gesicht. In diesem Moment kam der Mann zu sich. Er hustete, keuchte, spuckte die Flüssigkeit aus, die ihm in Mund und Nase gedrungen war. Plötzlich sah er dem Jungen direkt in die Augen. Doch es war zu spät. Instinktiv drückte der Junge den Schieber des Plastikfeuerzeugs nach unten. Die Flamme zündete sofort. Er musste das Feuerzeug nicht einmal an den Mann im Sessel halten. Das Feuer breitete sich mit einem einzigen, dumpfen »Wup« in dem stickigen Raum aus, und im Bruchteil einer Sekunde stand alles in Flammen. Die Flammen rasten über den Boden. Schufen einen See aus Feuer, stürzten sich auf die Vorhänge, die Stühle, das Bord mit dem Fernseher, entzündeten alles, dessen sie habhaft wurden.

Für einige Augenblicke war der Junge wie erstarrt. Er sah, wie sein Vater plötzlich aufstand und wie ein brennender Geist auf ihn zukam. Der Betrunkene schwankte, versuchte, den Flammen zu entkommen. Aber die Hitze machte ihn blind, er konnte den Ausgang nicht finden. Stieß gegen den Esstisch, stürzte, kämpfte sich hoch, grell flackernd wie eine lodernde Fackel. Und alles, was er berührte, erzeugte neue Flammen. Fasziniert und unfähig zu reagieren, starrte der Junge auf das entsetzliche Spektakel. Der betrunkene Mann stürzte erneut. Doch diesmal kam er nicht

mehr hoch. Seine Beine zuckten hilflos. Mit den brennenden Händen schlug er verzweifelt auf den Boden ein.

Erst jetzt spürte der Junge ein Beißen in seiner rechten Schulter. Auch er brannte. Der Schmerz löste ihn endlich aus seiner Erstarrung, mit der linken Hand schlug er die Flammen aus. In diesem Moment stieß sein Vater einen wilden Schmerzensschrei aus, der tief aus dem Körper dieses brennenden Menschen herzubrechen schien. Der Schrei jagte dem Jungen einen Schauder des Entsetzens über den Rücken, er taumelte rückwärts aus dem Raum und schlug die Tür hinter sich zu. Das Letzte, was er sah, war sein brennender Vater, der sich wie ein verletzter Käfer auf dem Boden wälzte und schrie, einen Schrei, wie der Junge ihn noch nie gehört hatte. Da wusste er, dass sein Vater das Feuer nicht überleben würde.

# 1. Kapitel

Es gab Menschen, die behaupteten, der Küstenort Le Lavandou hätte seine besten Zeiten hinter sich. Zeiten, in denen noch ganze Familien aus Lyon, Paris, sogar aus dem fernen Brest anreisten, um Urlaub an der Côte d'Azur zu machen. Inzwischen waren es mehr und mehr Pensionäre und Rentner, die das Küstenstädtchen in der Provence bevölkerten. Darum hatte der Stadtrat mit Geld und guten Worten die diesjährigen Kite-Surf-Meisterschaften Mondial du Vent nach Lavandou geholt, mit dem Ziel, den Ort auch für junge Menschen, für Familien und Studierende wieder attraktiver zu machen. Es zeichnete sich bereits ab, dass das Vorhaben der Gemeinde von Erfolg gekrönt war: Die Veranstaltung war eine regelrechte Verjüngungskur für Lavandou. Plötzlich trafen sich wieder Gruppen junger Leute an den Stränden, in den Bars, den Bistros und an den Boule-Plätzen. Die Luft roch nach Sonnenöl, gebrannten Mandeln und heißen Sommernächten. Le Lavandou schien regelrecht aus einem Dornröschenschlaf zu erwachen. Alle waren sich einig: Das würde der perfekte Sommer werden.

Leon war früh aufgestanden. Es erwartete ihn eine Menge Arbeit in der Rechtsmedizin. Isabelle war bereits dabei, Äpfel für das Müsli klein zu schneiden, als er die Küche betrat.

»Bonjour, chérie«, Leon umarmte sie sanft von hinten.

Isabelle sah auf und lächelte. »Äpfel oder Trauben?«, fragte sie.

»Trauben«, antwortete Leon. »Aber nur, wenn ich dir ein Omelett machen darf.«

»Überredet.«

»Wo ist Lilou?«

»Sie hat angeblich die erste Stunde frei«, Isabelle klang wenig überzeugt.

»Aber ...?«, Leon spürte, dass Isabelle ihm etwas sagen wollte. Sie sah von den Müslischalen auf.

»Du hast ihnen das Haus gegeben.« Das war eine Feststellung.

»Ich habe Lilou den Schlüssel zum Haus gegeben«, korrigierte Leon. »Ich dachte, dann hätten sie mal ein paar Tage ganz für sich alleine.«

»Für sich alleine? Ich bitte dich, Leon. Lilou ist erst 17.«

»Wie war das noch mit deinem ersten Trip nach Griechenland?« Leon sah Isabelle mit einem breiten Grinsen an und hob schützend eine Hand, als er ihren Gesichtsausdruck sah. »Wie alt warst du damals, als du mit deinem Freund auf diese kleine Insel gefahren bist?«

»Das waren ganz andere Zeiten«, Isabelle versuchte, empört zu klingen.

»Was war denn da so anders?« Leon säuselte übertrieben. »Vollmond, romantische Nächte im Schlafsack am Strand ... hmhmhmm.«

»Leon, bitte ...« Isabelle sah ihn an, als müsste sie ihn davon abhalten, ein Geheimnis zu verraten. »Es geht doch gar nicht um ... darum.«

»Um was denn sonst? Was genau habt ihr denn im Schlafsack am Strand gemacht, was so anders war?«

In diesem Moment betrat Lilou die Küche, der Blick, den sie

ihrer Mutter zuwarf, schwankte zwischen Neugier und Amusement.

»Genau, was habt ihr da gemacht am Strand?«, flötete Lilou.  
»Bekenne!«

»Lilou, ich bin deine Mutter«, sagte Isabelle. Es sollte vorwurfsvoll klingen.

»Eben drum«, Leon grinste.

»Das geht euch gar nichts an«, würgte Isabelle die beiden ab.  
Dann musterte sie das Outfit ihrer Tochter und atmete tief durch.

»Jetzt machst du's wieder ...«, sagte Lilou.

»Was mache ich?«

»Na, dein Polizeigesicht.«

Leon grinste.

»Quatsch, Polizeigesicht. Ich schau dich doch nur an.  
Warum ...« Isabelle unterbrach sich, holte erneut tief Luft und ließ den Blick auf ihrer Tochter ruhen.

Die 17-Jährige trug wie üblich eines ihrer übergroßen T-Shirts, an diesem Tag mit der Aufschrift »There is no Planet B«. Dazu hatte sie ihre Lieblingsjeans knapp überm Knie abgeschnitten. Ihre langen Haare hatte Lilou zum Bedauern ihrer Mutter zu einem lockeren Knoten zusammengefasst, der von einer Plastikspange in Form eines Froschs gehalten wurde.

»Ich meine ja nur, du könntest ja auch mal wieder eines deiner Sommerkleider anziehen – und die Haare offen lassen?« Isabelle sprach betont beiläufig, ein vorsichtiges Lächeln auf den Lippen.  
»Da siehst du immer so hübsch aus.«

»Die süße kleine Maus von nebenan«, Lilou machte ein Kussmundchen und klimperte theatraleisch mit den Wimpern. »Also, was war jetzt mit dem Sex am Strand?«

»Es ist nur ...«, sagte Isabelle mit einem Zögern zu Leon. »Das Haus liegt so einsam.«

»Dann kannst du ja deine Schnüffler vorbeischicken«, sagte Lilou frech. »Die können dann genau berichten, was wir so treiben.«

»Das ist nicht witzig«, brummte Isabelle, nun ganz die stellvertretende Polizeichefin von Lavandou.

»Isabelle macht sich Sorgen um dich«, versuchte Leon zu vermitteln.

»Wir schließen nachts Fenster und Türen zu, und ich lege den Schürhaken neben das Bett«, sagte Lilou und gab ihrer Mutter einen Kuss auf die Wange. »Versprochen.«

»Egal, was ihr macht«, sagte Leon, »Hauptsache, ihr vergesst nicht, die Küche zu streichen – Oscar hat es mir versprochen.«

»Typisch alter weißer Mann«, sagte Lilou. »Die Kolonialisten beuteten mal wieder die Eingeborenen aus.«

Leon öffnete den Mund zu einer Erwiderung, doch ihm fiel nichts ein – vor dem Frühstück konnte er es mit Lilou nicht gut aufnehmen. Vor einigen Jahren hatte er *Le Lézard*, ein altes, gemütliches Bauernhaus mit dazugehörigem Weinberg, von einer Tante geerbt. Es hatte sich als Geschenk mit Fallstricken entpuppt: Ständig gab es etwas zu reparieren. Den Wein ernteten zwar die Nachbarn und entschädigten Leon jedes Jahr mit einigen Kisten selbst gekeltertem Rosé, doch das Bestellen des Weinberges war nur ein Bruchteil dessen, was anfiel. Die üblichen Überraschungen bestanden in maroden Stromkabeln, tropfenden Wasserleitungen und verstopften Abflussrohren. Sah man jedoch über diese Ärgernisse hinweg, entsprach das Haus genau dem, was sich der hektische Großstadtmensch, der Leon noch vor ein paar Jahren gewesen war, unter dem Leben auf dem Land vorstellte.

»Wann wolltet ihr denn nach *Le Lézard* fahren?«, fragte Isabelle und riss Leon damit aus seinen Gedanken. Sie klang ein wenig

gekränkt, dass ihre Tochter und Leon sie nicht so genau in die Pläne eingeweiht hatten.

»Oscar kommt mit dem Zug«, sagte Lilou. »Er wird so gegen 18 Uhr hier sein.«

»Nett, dass ich das auch noch erfahre.«

Lilou und Leon wechselten einen schnellen Blick.

»Meinst du, wir dürfen den Méhari haben?«, fragte Lilou ihre Mutter und strich ihr besänftigend über den Arm.

Der Méhari war ein alter, offener Citroën mit einem Stoffdach gegen die Sonne. Genau das Richtige für heiße Sommertage an der Côte d'Azur.

»Zwei Teenager mit meinem Auto unterwegs.« Isabelle wandte sich an Leon. »Jetzt sag halt auch mal was.«

»Ich finde, das klingt nach einer guten Idee«, sagte Leon mit einem Schulterzucken. »Da könnt ihr gleich die Klappstühle für die Terrasse mitnehmen.«

»Vielen Dank, Leon«, sagte Isabelle. »Du bist wirklich eine große Hilfe.«

»Oscar ist schon 23«, sagte Lilou.

»Wenn Oscar heute Abend kommt«, warf Leon beschwichtigend ein, »dann rede ich noch mal mit ihm. Versprochen.«

»Was soll das werden?«, fragte Lilou, »eine Gefährderansprache?«

Leon musste lächeln. Er mochte die selbstbewusste Lilou, die ihm in den sieben Jahren, die er jetzt mit Isabelle zusammenlebte, ans Herz gewachsen war wie eine eigne Tochter.

## 2. Kapitel

Leon saß in seinem Peugeot Cabriolet und fuhr auf der schmalen Landstraße in Richtung Toulon. Wenn er die Schnellstraße nahm, waren es nur 25 Minuten bis zu seinem Arbeitsplatz an der Klinik Saint-Sulpice. Aber an sonnigen Tagen wie heute nahm er lieber die Landstraße, die sich durch schier endlose Weinberge schlängelte. Auf halber Strecke gab es einen kleinen Parkplatz. Dort, im Schatten einer Gruppe von Platanen, hielt er an, schaltete den Motor ab, atmete tief ein und genoss den Duft von Thymian und Rosmarin, den der warme Wind durch die Landschaft trug. Leon klappte das Dach auf, stellte am Autoradio den Sender »Radio Nostalgie« ein und lauschte dem unsterblichen Charles Trenet, der seinen ewigen Song *La Mer* zum Besten gab.

Eine halbe Stunde später stellte Leon seinen Wagen auf dem Parkplatz der Klinik ab. Es war eine alte Klinik, die aber vor 10 Jahren renoviert und um einen großen Anbau erweitert worden war. Darin befand sich auch das neue Institut für Rechtsmedizin, das der Pathologe Dr. Leon Ritter leitete.

Leon betrat das Gebäude durch den gläsernen Haupteingang und grüßte Krankenschwester Monique, die hinter dem Tresen saß und den Eingang bewachte. Sie war Ende dreißig, etwas mollig und stets argwöhnisch gegenüber Kollegen. Monique galt als streng, geradezu akribisch, wenn es um die Belange der Klinik

ging. Dementsprechend hatte sie nicht viele Freunde innerhalb der Belegschaft. Leon war die große Ausnahme. Er schätzte die Schwester, die auch in der größten Klinikhektik niemals die Nerven zu verlieren schien. Und er wusste nur zu gut, wie fordernd der Krankenhausalltag sein konnte. Er schenkte ihr seine Aufmerksamkeit, und sie war seine heimliche Verbündete, wenn er mal wieder anderer Meinung als die Geschäftsleitung war. Schwester Monique verehrte den Leiter der Rechtsmedizin, was nicht nur daran lag, dass Leon ihr gelegentlich ein Schokoladen-croissant mitbrachte. Sie bewunderte den Docteur aus Deutschland, und gelegentlich, wenn er mal wieder ein paar freundliche Worte mit ihr gewechselt hatte, dann stellte sie sich vor, wie es wohl wäre, mit einem Mann wie dem Docteur zusammenzuleben.

»Bonjour, Monique!« Mit einem freundlichen Kopfnicken wollte Leon an der Krankenschwester vorbeigehen.

»Docteur, einen Moment«, sagte Monique und versuchte, ihrer Stimme einen leicht verruchten Unterton zu geben. So wie die Frauen in den alten amerikanischen Schwarz-Weiß-Filmen, die sie so mochte. Sie reichte Leon eine schmale Patientenakte.

»Was ist das?«, wollte Leon wissen.

»Es geht um den Fall Bagaud, Docteur. Die Versicherung braucht das Gutachten noch heute.«

»Heute noch?«

»Docteur Bayet hat extra angerufen und bestand darauf, dass ich Ihnen das persönlich gebe. Und ich sollte Ihnen sagen, dass es eilt.«

Dr. Hugo Bayet war der Leiter und Finanzchef der Klinik. Wenn er sich persönlich für eine Obduktion einsetzte, musste es gute Gründe dafür geben. Die Leiche von Charles Bagaud war erst am Tag zuvor in die Rechtsmedizin eingeliefert worden. Ein 63-jähriger Buchhändler, der mit seinem Motorrad von der Straße

abgekommen und gegen einen Brückenpfeiler gefahren war. Ein tragischer, aber nicht ungewöhnlicher Fall, wie es in jeder Sommersaison einige Dutzend Male vorkam. Die Menschen glaubten immer, dass ein Gerichtsmediziner nur Mordopfer untersuchte. Tatsächlich lagen die Dinge ganz anders: Die Aufgabe der Rechtsmedizin war die Untersuchungen aller Arten unklarer Todesfälle. In Auftrag gegeben wurden solche Obduktionen in der Regel durch die Staatsanwaltschaft. Dazu zählten Untersuchung von Unfallopfern, aber auch Todesfälle in Folge von Erkrankungen oder Verletzungen.

Leon warf einen Blick auf die Akte. Darauf war das Wort »Assurance«, Versicherung gestempelt. Eine Versicherung wollte also die genaue Todesursache eines ehemaligen Kunden wissen. In solchen Fällen ging es in der Regel um Geld, das nur unter ganz bestimmten Bedingungen an Verbliebene ausgezahlt werden musste. Nicht ungewöhnlich, dachte Leon. Schließlich neigten Versicherungen dazu, solche Auszahlungen zu verzögern oder ganz infrage zu stellen. Man würde sehen.

»Merci, Monique«, sagte Leon und nahm die Treppe zum Souterrain.

Die Rechtsmedizin lag im Keller der Klinik. Tag und Nacht waren die Räume auf angenehme 21 Grad gekühlt. Die meiste Zeit des Tages brannte Kunstlicht. Aber ein paar Oberlichter im Gang und im Vorraum der Station sorgten dafür, dass man nicht vergaß, dass es auch noch ein Leben außerhalb des Kellers gab. Für viele Menschen mochten solche Arbeitsbedingungen abschreckend wirken, für Leon waren sie ideal. Hier hatte er seine Ruhe und konnte sich auf seine Arbeit konzentrieren. Hierher verirrte sich kaum einmal ein Kollege aus der Klinik. Darum hielt Leon verblüfft inne, als er die Stimme von Schwester Colette, einer medizinisch-technischen Assistentin aus der Intensivstation, hörte.